

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1916

29.10.1916 (No. 44)

Die Pyramide

Sonntags-Beilage des Karlsruher Tagblatts.

Nr. 44

Karlsruhe, Sonntag, 29. Oktober

1916

Inhalt: Emil Gött „Edelwild“. Von Dr. W. E. Desterling. —
Erlebung zur Erzogenheit. Von Prof. Paul Hildebrandt. —
Die Abschaffung der Mode. Von Dr. Heinrich Wilhelm. —
Herbst. Von Hermann Weid.

Emil Gött „Edelwild“.

Von Dr. W. E. Desterling.

I.

Ob die Zeit für Emil Gött allmählich reif wird? Ob wir erst durch diesen Krieg mit seinen Läuterungen und „Mauerungen“, seiner Anreizung zur Selbstbesinnung, seiner Überwindung gehäuferten Leides hindurch müssen, um die Gaben des Pähringer Grüblers, Erfinders und Dichters entgegen zu nehmen? Fast will es so scheinen.

Als die Karlsruher Hofbühne im Todesjahr Gött's sich darauf besann, daß sie bis dahin keinerlei Notiz von diesem einzigartigen Sohn unseres Landes genommen, daß z. B. sein erfolgreiches Lustspiel „Der Schwarzkünstler“ hier keine Aufnahme gefunden hatte, und sie nun bestrebt war, mit einer glanzvollen Uraufführung seines letzten, auf dem Krankenbett unter Dach gebrachten Lustspiels „Mauerung“ das Verfallnis gut zu machen, gab es im weiten Vaterland kein Theater, das ihr darin Gefolgschaft leistete. Bis zum letzten Winter. Da nahm eine Berliner Bühne sich gleichfalls der „Mauerung“ an. Da sie es mit unzulänglichen Mitteln tat, war Gött nicht eigentlich damit gedient. Nun aber trat vor wenigen Wochen (Mitte September) das Leipziger Schauspielhaus mit dem „Edelwild“ hervor.* Es war nach allen Berichten, die mir vorliegen, eine glänzende Tat und ein voller künstlerischer Erfolg. Man mag bedauern, daß eine sächsische Bühne sich diesen Ruhm holte und keine badische, — aber der Sache des Dichters ist es wohl förderlicher so. Die Sache des Dichters ist aber in diesem Falle Sache der deutschen Menschheit und nicht Angelegenheit eines Stammes oder einer Provinz. Und da steht Leipzig sichtbar an führender Stelle als etwa Karlsruhe. Die hiesige Uraufführung (durch die „Heimliche Kunstpflege“) von Gött's edelster Bekenntnisdichtung „Fortunatas Biß“, die nachher in Baden-Baden wiederholt wurde, hatte nur lokale Bedeutung. Lina Carstens, die damals die Fortunata schuf, ist nun in Leipzig auch die erste Suleika geworden. Neben ihr hätten wir hier in Dittjohann, Herz und Baumbach die gegebenen Vertreter für die übrigen Gestalten gehabt, und zwar z. B. bessere oder reifere als die Leipziger sie besitzen, dazu in Dr. Kronacher einen Spielleiter, der sich der Aufgabe der Inszenierung mit Liebe und Begabung annehmen wollte, — aber die Gelegenheit wurde verpaßt. Für das Hoftheater existierte Gött weiter nicht, wie er auch für das Kapitel „Literatur“ in dem offiziellen Werk „Das Großherzogtum Baden“, Karlsruhe 1912, nicht existierte.

Zu seinen Lebzeiten war Emil Gött einer Aufführung des „Edelwild“ selber im Wege gestanden. Es war 1903 vom Berliner Lessingtheater bereits angenommen, Mainz sollte den Akt spielen, Gött fuhr nach Berlin, um mit Direktor Neumann-Hofer persönlich zu verhandeln, — da zog er plötzlich das Stück wieder zurück. Das war keine Laune von ihm, sondern eine elementare Forderung seines Gewissens, der er sich beugte, ohne Rücksicht auf die Nachteile, die ihm daraus erwachsen. Nicht sein künstlerisches Gewissen legte ihm dieses Gebot auf — hierin wußte er sich frei von Fehl, er hielt seine Dichtung für gelungen —, sondern ein moralisch-ästhetisches Feingefühl, das ihn gebieterisch warnte, sich und seine innerste Welt auf die Bretter vor die Augen der gaffenden Menge zu zerren. Er empfand dies wie eine Bloßstellung, eine Prostitution, für die er sich zu gut und zu edel hielt. Wir mögen diese Auffassung teilen oder nicht, wir haben uns ihr schließlich zu unterwerfen. Um sie zu verstehen, dürfen wir nicht außer acht lassen, daß das „Edelwild“ eine Bekenntnisdichtung ist voll menschlichster, persönlichster, göttlicher Beziehungen, daß es eine Ideendichtung ist, beladen mit den Gedanken eines rastlosen Grüblers, erfüllt mit den Schmerzen eines tief Leidenden und durch das Leiden zur Überwindung vordrin-

* Einzelausgabe bei F. Fehsenfeld, Freiburg i. Br. 1901. — Ferner: Gött, Ges. Werke, hg. von H. Wörner, Bd. II. München 1911 bei C. S. Beck.

genden Menschen. Daß dieser Mensch als Künstler, als Dichter sein reiches Innenleben in Gestalten bannte und im Spiel eine Welt einfing, das beglückte ihn zwar mit Schöpferfreuden, legte ihm aber doch alle Fesseln einer für jede unzarte Berührung empfindlichen Scheu auf, so wie der Verkehrte den wunden Leib sorgsam vor fremdem Anstoß hütet.

Bei der Beurteilung dieser Angelegenheit dürfen wir nicht außer acht lassen, in welche Nachbarschaft Gött als Theaterdichter geraten wäre. Es war die Zeit des abklingenden Naturalismus und der aufsteigenden Neuromantik. Die Dramatiker mühten sich, die Erkenntnisse der Naturwissenschaften, der Individual-Psychologie, der Gesellschaftswissenschaft usw. in ihren Stücken zu verwerthen. Sie schufen soziale Dramen, pathologische Figuren, Aufklärungsstücke, sie wollten predigen, aufrütteln, vorhandene Zustände bessern, sie hielten der Zeit emsig den Spiegel vor, sie individualisierten, indem sie Vertreter jeder Klasse, jeden Berufs auf die Beine brachten, sie wurden Herolde der Zeit- und Streitfragen, sie wälzten Probleme der Erziehung, der Gesundheit, der Frauenrechte, der Erotik, sie wurden Anwälte der Armen und Enterbten, kurzum sie behandelten oft mit großem Geschick, mit innerster Anteilnahme, mit dichterischer Hingabe die Themen des Tages, oder sie hüllten sie in einen tiefscheinenden Symbolismus und wirkten in erster Linie auf die Nerven. Im Vergleich damit war der Dichter Emil Gött höchst unzeitgemäß. Was er im Drama suchte, war nicht das Milieu und ein daraus erwachsendes Schicksal, war nicht eine alte Sage oder ein mystisches Geschehen als Mantel für neurasthenische Probleme, war nicht der so und so bedingte Mensch, sondern der Mensch schlechweg, der Mensch als absolute Größe, als Inbegriff und Vertreter der gesamten Menschheit. Als Denker, als Sinnlicher und Grübler mühte er sich ernstlich auch mit den zahllosen Einzelproblemen der Zeit, ja, er suchte sie nicht bloß mit dem Kopf, sondern praktisch und werktätig mit der Faust zu lösen, er trat als Vauer für mannigfache Verbesserungen in Wort und Schrift ein, er suchte durch Erfindungen das Los vieler Armen zu lindern, aber als Dichter stand er losgelöst über diesen irdischen Dingen. In seiner Dichtung, in seinen Dramen lebt sein kosmisches Gefühl; sie sind der Ausdruck des ganzen Komplexes seiner Weltanschauung, die jede einzelne Ader seiner Hauptgestalten durchpulst.

Dies gilt in erster Linie von „Edelwild“. Weil er selber zu stark darin steckt, darum trat er einer Aufführung zu seinen Lebzeiten in den Weg. Weil er selber vollkommen darin steckt, darum gerade ist das Stück keine Tragödie geworden. Gött hat überhaupt keine Tragödien geschrieben, so peinigend, aufwühlend, tragisch sich die Verwicklungen bei ihm ballen. Er konnte keine Tragödien schreiben und wollte es nicht, denn er hatte keine tragische Weltanschauung. So tief er in Gedanken und im Erleben in alle Schächte des Leides getaucht war, so hoch hatte er sich allemal darüber erhoben. Jeder Sturz war für ihn ein Durchbruch. Für ihn gab es kein Kämpfen ohne Siegen. Seine Tagebücher sind die Tagesberichte seiner Kämpfe, seiner Entbehrungen und Qualen, sind aber auch die Siegesberichte seiner Überwindungen und Erhöhungen. Dies gilt für Körperliches wie für Geistiges. Gött sah im Leben ein Lustvolles Spielen der Kräfte; ihm gedieh alles zum Lustspiel, zum echten tiefen Lustspiel mit tragischem Einschlag. Mit dem Volleinsatz seiner Persönlichkeit schuf er am Gebäude des Unendlichen, mit Inbrunst suchte er Lust und Askese zu verschmelzen, und so steigerte er sein in philosophischer Klarheit gelebtes Leben zum höchsten Selbstgenuß, zum heiteren Kunstwerk, zum Lustspiel. Die Helden seiner Werke sind ein Abbild seiner Selbst.

Gerade dadurch kommt ihnen eine programmatische Bedeutung zu, die über unsere Zeit und die bisherige Auffassung der Tragödie hinaus weist. Es ist eine neue Stellung zur Frage der Tragik, die sich hier befestigt. Der alte Begriff von Schuld und Sühne war schon ehedem seiner Herrschaft beraubt, wenigstens in seinem bürgerlich-moralischen Sinn. Hebbels Pantragismus wurzelt nicht in dem überlieferten Schema von Verschuldung und daraus resultierender, als Strafe erscheinender Vernichtung. Bei ihm zerbricht der Einzelne daran, daß er sich außerhalb der Gemeinschaft stellt. Gött aber war nicht umsonst Nießes Zeitgenosse und sein begeistertster

Schüler, der des Meisters Lehre glutvoll erlebte und erweiterte. Für ihn galt das Individuum alles, aber nicht das beliebige schrankenlose Individuum, sondern das sich zur Höhe entwickelnde, das sich vollendende Individuum. Der Begriff des Uebermenschen verwirklichte ihm, dem klaren Kopf und innerlichen Weisen, nicht, wie so vielen damaligen Auslese-Jünglingen, den Sinn für das Ethos, das in einem solchen Aufstieg beschloßen sein muß, wenn er Wert haben soll. Aber was anderes als Lust, als höchste tiefste Lust, kann ein solcher Aufstieg auslösen, was anderes als innerstes Glück für den, dem der Weg über Tiefen und Klüfte immer zur Höhe, zum Ziele ging! Das Ziel hieß für Götts nicht Uebermensch, sondern schlechweg „Mensch“. Daß aus den Vielen, aus den Vielzähligen sich wieder der Mensch heraus bilde, das war sein Dogma, für das er nicht nur stritt, sondern selber wie ein Gläubiger mit dem eigenen Leben eintrat. Hier wuchs Lust aus tiefstem Leid.

Dieser lustvolle, beglückte Mensch des Lebens duldet keine tragische Auffassung, im Gegenteil, er fordert die Ueberwindung der Tragik in einem hochgefaßten Lustspiel. Götts war nicht der Theoretiker dieser Auffassung, aber er war ihr Praktiker. Er war's im Leben und im Dichten. Er empfand sein Leben als Lustspiel und er schrieb nichts anderes als glutvolle Lustspiele: vom „Freund Heißsporn“ über den „Schwarzkünstler“, über das nur geplante „Manöver“ ist keiner zum „Edelwild“ und schließlich zur „Mauserei“, die wie der „Schwarzkünstler“ sich am ersten dem überlieferten Begriff des Theater-Lustspiels anpaßt. So gesehen ist Götts der Dichter des Philosophen seiner Zeit; er ist der Vertreter Nietzsche's im selben Sinn, wie Schiller zu Kant gehört und R. Wagner zu Schopenhauer. Die Lehre Nietzsche's, die damals die Köpfe eroberte und die selber schnell zu einer Modesache erniedrigt wurde, hatte keine Auswirkung in der Literatur der Zeit gefunden. Ibsen, Hauptmann, Schnitzler und die anderen alle gingen andere Wege. Ihnen lagen die Probleme des Tages, die sozialen, pathologischen erotischen usw. näher. Sie kamen aus einem eigentlich unphilosophischen Zeitalter und mühten sich nun an der Lösung von Fragen, die auf vielen wichtigen Einzelgebieten lagen, ohne daß eine zusammengefaßte philosophische Anschauung dahinter steht. Die aber fand Götts in Nietzsche.

Es erübrigt sich, die Tragfähigkeit dieses Bodens zu untersuchen, es genügt, ihn zu kennen und seine Bedeutung für Götts und die Entwicklung des Begriffs der Tragik abzuschätzen oder vielmehr, wie der Begriff und das innere Wesen des Trauerspiels sich in den des Lustspiels umwandelte. Der Glaube von Nietzsche-Götts, der seine Speere in die Zukunft wirft, der eine rastlose Entwicklung und Obberbildung lehrt, ist kein Untergrund für Tragik, für die Verhaftung von Schuld und Sühne. Hier wird jede Schuld, so weit sie nur der Mensch-Werdung dient, zur Läuterung, zur Kraftquelle, zur inneren Befreiung. Diese Lehre, einmal richtig erfaßt und zur Durchdringung gebracht, müßte unsere Auffassung vom Wesen und Wert der dramatischen Dichtung in neue fruchtbare Bahnen lenken. Vielleicht kommt einmal die Zeit, wo Emil Götts der Unzeitgemäße als ein Wegweiser in Neuland, als ein Angel- und Drehpunkt erkannt und gewürdigt wird. Dann wird auch das „Edelwild“, das den jetzigen Schulbegriffen vom Drama nur teilweise entspricht, in eine helle Beleuchtung rücken.

So wie Nietzsche die Umkehrung und Ueberwindung Schopenhauers vollzieht, wie er im Willen nicht die Wurzel alles Übels, sondern vielmehr die Wurzel aller Macht und damit aller Lust, aller Bejahung sieht, wie er der Antipessimist wird, dem aus den Schmerzen und ihrer Ueberwindung erst der Wert des Lebens aufsteigt, wie er recht eigentlich im Kampf, im Krieg den Vater aller Dinge sieht und preist, wie er den heroischen Naturen huldigt, die ihr Schicksal lieben und die zur Heiterkeit vordringen, genau ebenso behandelnd und beglückt läßt Götts sein Leben an sich vorüberziehen und gießt es mit allem Leid und aller Erhebung in die Gestalt seiner Dichtung. Zugleich mit dem Pessimismus wird die Tragik überwunden, mit der Lust wird alles, wird das ganze Leben begrüßt und an die Brust genommen.

Die Welt ist tief;
Und tiefer als der Tag gedacht.
Tief ist ihr Weh, —
Lust — tiefer noch als Herzeleid!
Weh spricht: Vergeß!
Doch alle Lust will Ewigkeit,
Will tiefe, tiefe Ewigkeit.

So lautet Nietzsche's Mitternachtslied. Und Götts selbst sagt einmal: „Die tragische Dichtung entspringt dem durch das Problem des Lebens erschütterten Geist und Gemüt. Die Schuld ist nur eine später mißverstandene Form jenes Problems, nicht sein Wesen... Die Schuld gehört zur Sprache der Tragödie, nicht zu ihrem Wesen; sie macht dieses dem Ursachentier Mensch verständlich.“ (Werke I, 146.) Wo also das Gemüt sich von der Erschütterung durch das Lebensproblem erholt, wo der Mensch sich darüberhinaus erhoben hat, ist die tragische Basis hinweggeräumt. Da ist der Boden

für das Lustspiel als höhere Form, als sieghafter Weltanschauungs-Miederschlag gegeben, da wird die Lust tiefer noch als Herzeleid, da schreitet sie durch die Schatten jeglichen Wehs in das Sonnenlicht der seelischen Heiterkeit, da hebt „amor latius“, die Liebe zu seinem Schicksal das Siegerhaupt.

Von dieser Seite her sehe ich Götts's Leben, das er selbst als sein tiefstes Geschenk an die Menschheit bezeichnete, voll symptomatischer Bedeutung. Von dieser Seite her sehe ich im „Edelwild“ ein Lustspiel, das an der Spitze einer neuen dramatischen Gattung steht, die auf epischem Gebiet ein Gegenstück im heroisch-humoristischen Roman findet, die die Wirkungen der Tragödie mit leichteren Mitteln auslöst, die Erhebung und Reinigung aus Ueberwindung und voller Bejahung heraufholt. Die das Leben an die Brust reißt und im tiefsten Dunkel singt: „Nacht ist es; nun erst erwachen alle Lieber der Liebenden. Und auch meine Seele ist das Lied eines Liebenden.“

Erziehung zur Erzogenheit.

Von Prof. Paul Hilbebrandt.

Unsere Jungen, und namentlich unsere Großstadtjungen, haben oft im Verkehr unter sich, besonders aber in dem mit Erwachsenen ganz erstaunlich wenig Formen. Wenn man sie in der Schule beobachtet, wundert man sich auch in den oberen Klassen oft über den unartigen, ja groben Ton, in dem sie miteinander verkehren.

Ohne in den Fehler verfallen zu wollen, die Schule auch hier wieder als das „Mädchen für alles“ zu betrachten, können wir uns doch die Frage vorlegen, inwieweit sie in der Lage ist, die Formen bei ihren Schülern zu pflegen.

In den unteren Klassen pflegen Auseinandersetzungen der Schüler unter sich auf die denkbar einfachste Art, vermittelt der Faust zu erfolgen. Hier handelt es sich natürlich um einen ganz gesunden Kräfteüberschuß, der sich auf diese Weise fundiert; das Körperliche steht im Vordergrund; das lange Stillsitzen entfesselt ein gewisses Bedürfnis, sich körperlich zu betätigen. Immerhin könnte schon hier die Schule eingreifen. Wenn ein Junge zu scharf gegen die Formen seinen Klassenkameraden gegenüber sich verhält, kann der Lehrer ihn dadurch zügeln, daß er ihn eine Weile von ihnen trennt: Strafpässe in der Klasse sind trotz aller Gründe für eine humane Behandlung ein recht wirksames Mittel für Rohlinge, und Ausschluß aus den Spielen beim Turnen und in den Pausen wirkt bei den Jungen gewöhnlich sehr schnell: sie kommen selber zu der Ueberzeugung, daß solche Strafen gerecht sind, und bitten und betteln, daß man sie wieder in die Gemeinschaft der übrigen eintreten läßt. Das pädagogisch beste Mittel ist natürlich bei jedem groben Verstoß, bei jeder rohen Behandlung von Mitschülern, eine ganz unmittelbar der Tat folgende körperliche Züchtigung. Indessen — „hier endet unsere Vollmacht“.

Noch wirksamer aber kann die Schule in den oberen Klassen Mithilfe schaffen im und besonders außerhalb des Unterrichts. Die Beherrschung der Formen seitens des Lehrers ist Hauptsache: sie wirkt durch die Macht des Beispiels außerordentlich stark auf die Schüler, die wiederum Verstöße gegen die Formen bei ihren Lehrern besonders schnell merken und belächeln. Bei formvollendeten Lehrern aber, die in Internaten unterrichten, wo sie den ganzen Tag mit ihren Schülern zusammen sind, halten die Schüler sehr oft auch auf ein besonders gutes Benehmen. Das ist eben der große Vorteil in den Internaten, daß die Erziehung neben der Kenntnisvermittlung eine große Rolle spielt.

In unseren Schulen wird der Lehrer, der diesen Nachteil gegenüber den Erziehungsheimen ausgleichen will, oft zu einer gelegentlichen Besprechung außerhalb der Schule greifen müssen: Hier bietet sich Gelegenheit, namentlich auf den Klassenausflügen.

In den höheren Klassen heißt es, die Schüler als Erwachsene behandeln, Verstöße gegen die guten Sitten nicht durch Tadel und Arrest, sondern durch Äußerungen des Erstaunens rügen. Es wirkt viel stärker, wenn ein Lehrer, der von der Klasse geachtet wird, zu einem Schüler sagt: „Von einem erwachsenen Menschen hätte ich etwas Derartiges nicht erwartet, schämen Sie sich!“ als wenn er ihm wegen ungezogenen Benehmens einen Tadel ins Klassenbuch schreibt. Und Wunder pflegt es zu wirken, wenn man ihn unter vier Augen darauf aufmerksam macht, daß er es am Takt hat fehlen lassen, ja, man erzielt auch Erfolge, wenn man Verstöße gegen Sauberkeit und Ordnung auf dieses Gebiet hinüberspielt und, wenn etwa ein Primaner ein beschmutztes Heft abgegeben hat, ihm erklärt: „Das ist nicht taktvoll und nicht anständig.“ Allerdings ist immer dabei notwendig, daß der Lehrer ganz allgemein von der Klasse geschätzt wird.

Viele Erfolge haben jetzt Schulen erzielt, in denen die sogenannte Selbstverwaltung eingeführt worden ist. In einer Groß-Berliner Schule ist z. B. die Schülerschaft von der Untertertia bis zur Oberprima in einer Schülerversammlung völlig organisiert; sie darf über alle Dinge, die nicht zum Unterricht gehören, und nur die Schüler angehen, zu Gerichte sitzen. Für bestimmte Fälle werden Ausschüsse gebildet. Die älteren Schüler beaufsichtigen die jüngeren in den Pausen, auf den Fluren, ja sogar auf dem Hofe. Der Erfolg ist erstaunlich: die Schüler unterwerfen sich dem

aufsichtführenden Beamten ihrer Organisation ohne weiteres. Sie sehen in ihm gewissermaßen den Vollzugsbeamten der Schüler-versammlung oder des Schülerstaates, dessen Glieder sie bilden.

In derselben Anstalt finden bereits seit vielen Jahren Klassen-ausflüge von Unterklassen unter Aufsicht eines Sekundarers oder Primarers statt. Die Schüler können sich unter sich noch mit ganz anderer Freiheit aussprechen als den Lehrern gegenüber. Nun hat aber der aufsichtführende Schüler natürlich ein großes Interesse daran, daß keinerlei Zwischenfall die Partie verdirbt. Er wird also ganz naturgemäß auf einen anständigen Ton dringen, und so trägt auch dieses Beisammensein der Schüler zur Besserung des Betragens der einzelnen bei.

Bei den Schülerversammlungen, deren Vorsitz selbstverständlich von einem Schüler übernommen wird, werden durchaus parlamentarische Formen beobachtet. Anfangs natürlich tobte sich in ihnen die Jugend aus, und einer suchte den anderen zu überschreien. Es kam auch wohl zu Neuzerungen, die nicht gerade in einem Parlament statthaltbar gewesen wären, aber ganz allmählich und wie von selbst drang die Ueberzeugung durch, daß es so nicht weiterginge, und daß zur Erhaltung der Selbstverwaltung unbedingt ein anständiger Ton herrschen mußte. So verbesserte sich zu sehend das Betragen der einzelnen, und gewissermaßen durch die eigene Schwerkraft setzte sich eine Art von höflicher Anerkennung gegenseitiger Meinungen durch. So hüteten sich da, wo die Handhabung der Formen gerade dem Urteil der Mitschüler und namentlich der älteren unter ihnen unterlag, auch die jüngeren, gegen die Gebote des äußeren Anstandes zu verstoßen. Das aber hatte natürlich seine Rückwirkung auf die Schule im ganzen, und da nun an ihr auch eine ganze Reihe von Vereinen tätig sind, so wurden diese, in denen es früher ziemlich wild herging, ganz von selber ohne anderes Zutun der Lehrer als taktvolle Neußerungen hinter den Kulissen Stätten eines wirklich vornehmen Tons — selbstverständlich ohne daß die jugendliche Fröhlichkeit darunter litt.

Es geht natürlich auch ohne solche Schülerorganisation, aber es bedarf großer Vorsicht und großer Diskretion des Lehrers. Es bietet sich namentlich in der Geschichte und im Deutschen bei zusammenhängenden Vorträgen oft Gelegenheit zu Debatten. Hier muß der Lehrer den einzelnen zwingen, gegenseitige Meinungen nicht mit einem überheblichen Achselzucken, sondern mit Gründen abzutun. Je mehr er versteht, sich allmählich bei diesen Debatten überflüssig zu machen und je weniger er einzugreifen braucht, desto stärker wirkt die Erziehung der Schüler durch einander und desto mehr verbessert sich ihr Ton.

Immer wieder ist in jüngster Zeit darauf aufmerksam gemacht worden, daß unsere Schulen, und namentlich die höheren unter ihnen, wenn sie ihre Aufgabe im Staatsleben restlos erfüllen wollen, noch mehr Erziehungsschulen werden müssen. Befehle von oben und Reglementierungen werden hierbei wenig helfen, weil es auf die Art der Ausführung ankommt. Versuchen wir einmal, unseren Schülern von kleinen, vorsichtigen Anfängen an ausgehend, eine Selbständigkeit in ihren eigenen Angelegenheiten zu geben, so werden wir zu unserem Erstaunen sehen, daß diese nicht mit der Autorität der Schule kollidieren, sondern im Gegenteil ihr Ansehen bei den Schülern stützen wird. Es wird sich dann vielleicht zeigen, daß das Problem der Formlosigkeit unserer Schüler nur ein Teilstück der viel wichtigeren Frage ist: Wie erziehen wir unsere Schüler allmählich zu gesund empfindenden und selbständig denkenden Menschen?

Die Abschaffung der Mode.

Von Dr. Heinrich Wilhelm.

Ueber diesen Gegenstand könnte man beinahe im Tempus der Vergangenheit sprechen: im ersten Kriegsfrühling 1915 kam die neue weibliche Kleidform mit Glockenrock und Gürtelhacke auf, sie verbreitete und verallgemeinerte sich im zweiten Kriegswinter und überdauerte ihn, nur von obrigkeitlichen Vorschriften in die gebührend knappen Formen der Sparsamkeit verwiesen. Damit hat das Frauenkleid — wenigstens vorübergehend und bis auf weiteres — jene trachtenmäßige Stabilität erlangt, die — — — der Männeranzug immer schon seit Jahrzehnten, ja seit einem Jahrhundert hatte. Denn dem jähen Wechsel, dem überraschenden und verblüffenden Spiel der Aenderungen, ist nur die Mode der Frau ausgefetzt; das Männerkleid begnügt sich, von Jahr zu Jahr, mit ganz bescheidenen unauffälligen Neuheiten, die das Alte nicht einfach unmöglich machen. Die Frage von letzter Eleganz und behäbiger Rückständigkeit bewegt sich auf dem schmalen Gebiet einer Outkrempe, die bald breiter, bald weniger geschweift getragen, eines Outbandes, das seitlich oder rückwärts geknüpft, einer Vornelmannschette, die mit einem oder drei Knöpfen, die doppelt oder gar nicht gesteppt wird. Ja, selbst wenn der dunkelblaue oder silbergraue Sammethut (im Sommer) im Modegenit steht, ist der Träger des braunen weichen Filzes immer noch nicht im Gespötte der „Gesellschaft“. Mehr noch: ich habe einen Freund, der sich vor sieben Jahren aus bestem „englischen“ Bräuner auch einen Herbstanzug schneiden und ihn aus plötzlicher Abneigung gegen das Fischgrätenmuster im Kasten hängen ließ, — der Krieg, der uns so manche Abneigung abgewöhnt hat, ließ ihn den verachteten Anzug zur allgemeinen Bewunderung, zum einstimmigen Neid seiner Bekannten vom Haken

holen. Die Freundin meiner Frau wäre nie in der gleich ange-nommenen Lage, durch die Stoffglüte eines sieben Jahre alten Kleides ihre sämtlichen Bekannten zu ärgern. Die Stoffform, d. h. die Mode, schlägt den Stoff selbst vollständig.

Die Tatsache der Männerkleidung ist ein unwiderlegbarer Beweis, daß Eleganz, Gutangezogensein und schön Bekleidet gehen, nicht unbedingt mit etwas Anders-geliebet sein, mit raschestem Wechsel der Kleidform, ja, wenn möglich mit der Aufeinanderfolge von Extremen gleich bedeutend sein muß. Ueberlegung künstlerischer und psychologischer Art lassen eher das Gegenteil annehmbar erscheinen: da die Frauenmode namentlich in den letzten Friedens-jahren aus Gegensatz in Gegensatz sich stürzte, vom Schinkenärmel zum Puffärmel, vom Humpelrock zum Glockenrock, von der Ueberzieherjacke zum Spencer — war es den Frauen nie möglich, sich in Gang und Gehaben, Gebärde und Auftreten in ihrer Kleidform einzuleben, ihr Kleid stülgemäß und doch wieder jedesmal auf andere und persönliche Art zu erfüllen. Der Mann trug sein Kleid mit gewohnter, selbstverständlicher und eben darum vornehmer Unbedachtlichkeit, die Frau trug es behutsam, unsicher wie eine Modepuppe. Der Mann war, die Frau spielte. Er ging gekleidet, sie war nur angezogen. Ja, gewisse Kleiderformen wurden für gewisse Männer (von Rang und Bedeutung) so typisch, daß wir sie gar nicht mehr anders denken und vorstellen können: zu der alten Exzellenz Goethe gehört der geschlossene Bratenrock so dazu, wie zu Bismarck in Zivil der gewaltige Schlapphut, das Halstuch und wiederum der Gehrock. Die Galerie berühmter und bedeutender Repräsentantinnen des weiblichen Geschlechts kann mit gleichem Beispiel nicht aufwarten. Dennoch würde die Frau als Individuum nicht nur so gut und schön wie bisher, sondern schöner, besser und angemessener gekleidet sein, wenn die Kleidform sich nicht jeweilig zwei-, drei- oder viermal im Jahre änderte, wenn sie konstant bliebe und die Mode abgeschafft, will man sagen: in die schmalen Grenzen des Männermodewechsels eingeeignet würde.

Die Frage der Mode ist aber nicht nur eine Angelegenheit von Takt, Geschmack und Schönheitsförm. Das Modeproblem hat noch eine andere, eine wirtschaftliche Seite oder gar zwei gleich, denn der Kaufvertrag ist ein durchaus zweiseitiges Handelsgeschäft; die Käufer, die Verkäufer, die Konsument, die Produzent; und wenn die Dame an der Mode spart, wird die Modeindustrie — wie uns die Teufelsanwälte der Modelaune versichern — mit so und so viel Hunderttausend Existenzen zugrunde gehen. Nun — die Herrenmodewirtschaft, Tuchfabrikanten, wie Schneider und Outmacher, leben auch. Ja, wie jeder Kaufmann weiß, ist der männliche Teil der Modeindustrie viel kredit- und zahlungsfähiger und solider als der weibliche, weil das Männerkleid nicht so ausschließlich Modeware dem jähen Wechsel der Konjunktur unterworfen und nicht einer plötzlichen Entwertung (von Millionen!) ausgesetzt ist. Es sei hier nur beispielsweise an die Krisis erinnert, die die Modeindustrie durchzumachen hatte, als die Krinolinen plötzlich außer Mode gekommen war. Was das bedeutete, zeigt die einzige Biffer, daß in einer sächsischen Krinolinenfabrik von 1854—1866 nicht weniger als 900 000 Zentner Stahl für die Drahtgestelle der Röcke verarbeitet worden ist.

Jeder plötzliche Modewechsel bringt eine Entwertung von Millionen an Sach- und Arbeitswerten mit sich. Es ist damit heute nicht anders als 1866. Als im Jahre 1911 auf einmal die Humpel-röcke aufkamen, hatte das in der Tuchfabrikation einer einzigen französischen Stadt (Roubaix) eine Lohreduktion um 20 Millionen Franken und, wie das in Frankreich schon üblich ist, Aufstände und Revolten zur Folge. Eine trachtenmäßige Stabilisierung der Mode könnte den Modefabrikanten und Modehändlern nur recht sein: das ungeheure Risiko, das sie tragen, fielen zum größten Teil weg.

Dieses Risiko wird heute natürlich auf den Käufer, den Konsumenten abgewälzt. Wer eine Modesache anschafft, kauft teuer, nicht wohlfeil, er bezahlt in dem Preise, wie Statistiker der Mode berechnet haben, 40, 50, ja selbst 60 vom Hundert als Risikoprämie für alle jene — ach so verführerischen — Entwürfe, Modelle und Massen-erzeugnisse, die — nicht verführen, die nicht bezahlt und nicht verkauft werden und übers Jahr durch andere Modelaunen entwertet sind. Für dasselbe Geld könnten unsere Frauen doppelt soviel, für die Hälfte gleich viel anschaffen, nur wenn die Mode nicht ihre tollen Fastnachtssprünge, ihre Kapriolen und Possen machen wollte. Gewiß ist die Mode weder von heute, noch stammt sie aus dem Jahrzehnt vor dem Krieg; in den Schriften, die sie bekämpfen, läßt sie sich von den Kleiderordnungen preussischer Könige, über die Neben des Wiener Paters Abraham Santa Clara und die Kleiderordnungen der Renaissance bis ins Altertum nach Rom wie Athen zurückverfolgen. Aber — eine Torheit wird durch Greisenschaft nicht ehr-würdig...

Denn wo sie greifbare Entstehungsursachen hat, ist die Mode gewöhnlich nichts anderes als Geschöpf einer Laune, einer Torheit, ja, irgendeines Gebrechens eines bestimmten Menschen. Aus fastköpfigen Fürstentöpfen (Perücke Ludwig XIV.), aus der schiefen Hüfte einer Prinzessin (Panier-Prinzessin Elisabeth de Montagne), aus den anderen Umständen einer Kaiserin — (Krinoline-Kaiserin Eugenie), den Atembeklemmungen eines Prinzen (letzter offener Westknopf-Eduard VII.), oder den mißgeformten Ohren einer Breitblöde (Cleopatra-Cleo de Merode) ist sie entstanden. Und darum sind Millionen Frauen verurteilt, sich und den ihren das Geld vom Munde zu sparen, ihrem Haushalt die Zeit zu stehlen und hunderte Stunden im Jahr sich den Kopf zu zerbrechen, wie man das „Vorjähre“ doch noch „heurig“ machen oder sie selbst sich

in die neue, ihr ganz ungemäße Kleid- und Erscheinungsform umwandeln könnte. Denn solange eine Mode besteht, wird die Frau ihr huldigen; nicht aus Eitelkeit, nicht aus Biederkeit, wie Oberflächliche vielleicht glauben, sondern aus einem tieferen weiblichen Stolz: eine Frau, die äußerlich nicht auf sich hält, die für sich nichts ausgibt, die sich nicht schmückt, scheint arm an Liebe zu sein.

Man muß sich hier wie immer, an die Sache wenden nicht an Personen. Und die Sache wird dringlicher mit jedem Tag. Denn nichts wird nach dem Kriege wichtiger sein, als dies: die Eheförmigkeit zu erleichtern, die Hausstandsgründung zu fördern, die Kindergeburten zu steigern. Durch Herabdrückung der Ausgaben für den Haushaltungssport „Mode“, wird das Gleichgewicht im Budget der Brautleute rascher hergestellt sein, und alle jene Summen, die — höchst unwirtschaftlich — heute noch für „Mode“ angewendet werden, mögen bessere Nahrung, gesünderem Wohnen und den edlen Bedürfnissen nach Bildung zugute kommen. Schöne, gesunde und zahlreiche Menschen sind wichtiger, als schöne und zahlreiche Kleider. Mit dem frommen Wunsch allein aber wäre nichts gesagt und noch weniger getan: eine Entwicklung läßt sich heute ebenso wenig erzwingen wie zur Zeit der Kleiderordnungen im absolutistischen Wohlfahrtsstaate. Nun aber ist die Entwicklung da! Die soziale und kulturelle Voraussetzung ist gegeben: denn wie sich seit einem Jahrhundert, seit dem Eintritt des dritten Standes: der Erwerbenden und Arbeitenden in die Gesellschaft die Männerkleidung trachtenmäßig stabilisiert hat, so muß sich auch die Frauenmode trachtenmäßig stabilisieren, da durch den Krieg und — wahrscheinlich ebenso sehr oder noch mehr — durch die Forderungen nach dem Krieg, die Frau auch in der bürgerlichen Schicht Erwerbende und Schaffende geworden ist. In einem anderen Volkskreis war sie es schon immer: die Bäuerin arbeitete wie der Bauer, aber in Bauerkreisen gibt es, eben darum, keine Mode, sondern nur Tracht! Und nun ist auch die bürgerliche Frau so weit wie die Bäuerin und — seit 100 Jahren — der bürgerliche Mann. Die soziale Tatsache wird der Kapfeiler der sozialpolitischen Forderung nach Eindämmung der Mode.

Herbst.

Von Hermann Weisk.

Mit spöttischem Gelächter zauste der Herbstwind an Bäumen und Sträuchern. Reiß Blätter und Blumen ab und trieb mit ihnen sein gefährliches Spiel. Wie die Mähe mit der Maus. Der Tod ist der Dritte dabei.

Gestern war noch Sommer gewesen, und die Sonne hatte, wenn auch schon mit schwächerer Hand, Menschen und Dinge herzlich umfangen. Daß nichts an das baldige Ende dieser Gütigkeit dachte. Doch über Nacht waren graue Schatten herangeronnen, sahen und schmer. Die lagen nun über aller Welt und weckten Schauern in frohen Gemütern. Regenmassen hatten schon am frühen Morgen die Straßen gepeitscht, und der Sturm schrie über die Häuser, die sich zu ducken schienen vor dem Neuen, Gewalttamen. Wohin der lichte Schein, wohin der laue Atem, wohin die Farben, daraus die Augen immer neue Sonne getrunken hatten? Wohin der Reigen der Heblischen Blumen? Scheu senkten sie heute die Köpfe; als ahnten sie das drohende Ende.

Hedwig stand am Fenster. Sie sah nichts von dem Neuen. Sah nicht die Düsternis über dem vor kurzem noch leuchtenden Garten, hörte nicht das stürmende Jagen des Windes.

Wie Frühlingstreiben wogte es in ihr. Hoffen, Erwartung. Mehr noch: jubelnde Gewißheit. Er kommt! Nach dem sie sich gesehnt hatte in vielen Tagen und Nächten. In grenzenloser Einsamkeit. In einem Leben, arm an Freude und Liebe. Nur erfüllt von tröstenden Gedanken an ihn.

Der Sturm rüttelte an den hohen Fenstern. Wolken verdrängten das Zimmer, über dem es wie ein Geheimnis lag. Hedwig schaute verwundert um sich und lächelte. Ihre Flügel leuchteten, als trügen sie noch den Zauber der Jugend. Schwer, einfach lagen die dunkeln Haare um das strenge Antlitz. Die magere Gestalt hob sich in tiefem Atemzug in dem einfachen Gewand. Ein Name lag auf ihren Lippen und wollte gesagt sein.

Sie stand im Traume. Sah Walter vor sich, wie er einst in diesem Zimmer ihr zum Abschied die Lippen geküßt hatte, daß sie den Kuß zu jeder Stunde fühlte. Niemand wußte darum. In Scheu verbarg sie es auch vor der jungen Schwester.

Still war es stets um Hedwig gewesen. Sie hatte schwer getragen am Leben, schon in Kindheitstagen. Licht brachte Trude, die Jüngere. Lachend und fröhliche Güte im Herzen machte sie jeden froh, der in ihrer Nähe weilte.

Jergendwo lernten sie Walter kennen. Er besuchte sie oft. Lachte und stritt sich mit der Jungen und sprach gerne mit Hedwig, deren ernstes Wesen ihm wohlzutun schien. Seine Hingabe, die sie anfangs gleichmütig entgegennahm, erweckte bald in dem alternenden Mädchen neues Empfinden. Als leuchte ein Edelstein auf, der lange verschüttet lag. Ihr verschlossenes Herz tat sich auf und um-

schlang den jungen Menschen mit heißer, inbrünstiger Liebe. Sie sprach kein Wort davon. Nengstlich wachte sie darüber, daß Walter nichts merke. In bangen Nächten litt sie aber an dieser Liebe, die sie hoffnungslos dünkte; denn sie war sich über ihr Alter und seine Jugend klar.

Trude lachte und scherzte um die Schwester und achtete nicht des Kampfes, der Hedwigs Wangen noch schmaler und bleicher werden ließ. Sie wußte nichts von Leid und lebte die Tage fröhlich dahin. Freute sich laut, wenn Walter kam, und sprang mit ihm umher, als seien sie beide wilde Knaben.

Als der Krieg ausbrach, wurde Walter zum Manne. Staunend betrachtete Trude den über Nacht reif Gewordenen, aus dessen Augen so seltsam hart der Wille zum todschweren Kampf sprach. Wie ein Gewitter kam es über das junge Mädchen. Sie weinte und lachte in einem und raunte mit Walter durch die Straßen, um ihre jungen, erregten Herzen, die unbewußt zu einander verlangten, stille zu machen. Allein trug Hedwig ihr Leid. Sie wußte, daß sie das Liebste ihres Lebens hingab, wenn Walter in den Kampf zog. Und sie wollte sich still bescheiden.

Aber als er in ihr Zimmer kam, um von ihr Abschied zu nehmen, brachen doch ihre Tränen hervor. Da küßte er sie innig. Sie wußte nicht, daß es die mütterliche Güte war, für die er ihr in diesem Kuße dankte. Sie trank diesen ersten Kuß von seinen Lippen mit heißer Inbrunst und küßte ihn wieder. Lange. Daß ihre Sehnsucht daran ausblühte und größer und größer ward.

An beide Schwestern schrieb Walter vom Feld. Hedwig träumte über seinen Briefen stundenlang. Daß ihr Gemäch erfüllt war von sehnsüchtigen Bildern. Sinnvoll ging sie umher. Ihre Tage und Nächte waren ein einziger Traum. Wenn ein Brief von Walter kam, lachte eine neue Sonne und gab ihr frische Kraft zum Hoffen. In ihren Gedanken ging sie achlos auch an der Schwester vorüber und sah nicht, daß die Junge mit seltsam heißen Augen die Briefe las, die sie von Walter bekam. Reifer und blühender schien Trude geworden zu sein. Ein Neues war in ihrem ganzen Wesen, als trage sie ein reiches Glück in sich verschlossen.

Die Schwestern lebten aneinander vorbei. Jede ergriffen von ihren Gedanken und Sehnsüchten. Bis vor wenigen Tagen die Junge lachend und schluchzend zu Hedwig gerannt kam und nur zwei Worte hervorbrachte vor Glückseligkeit: Walter kommt!

Da war es über Hedwig gekommen wie über eine Braut, wenn der Bräutigam sich naht. Daß sie nichts mehr um sich sah. Daß tausend Flammen auf einmal um sie brannten. Und tausend Stimmen seinen Namen riefen. Daß sie nicht sah, wie die junge Schwester sie mit fassungslosem Blicke betrachtete, bleich wurde und aus dem Zimmer wandte. Daß sie nur Eines wußte: Er kommt!

Wie die Sonne lachte! Wie die Blumen dufteten! Jeden Tag trug sie neue Sträuße in ihr Zimmer, damit es gerüstet sei zu seinem Empfang. Wie eine Tänzerin meinte sie über die Erde zu schweben, getragen von der Erwartung nach ihm. Nicht mehr gedachte sie ihres Alters. Ihre Augen, die voller Freude waren, trügten sie vor dem Spiegel, daß sie sich jung wähnte. Jung wie Trude, die ernst umherging. Mit verweinten Augen und ratloser Miene. Nichts sah Hedwig mehr um sich. Wußte nur von ihrer Liebe, die aufbrannte wie eine Opferflamme, die sich selbst verzehret....

Von weitem ertönte das Geräusch eines nahenden Wagens. Hedwigs Augen durchschlugen die Dämmerung, die vor ihrem Fenster sich ausbreitete. Sie atmete kaum mehr. Schaute und schaute. Vor dem Garten hielt der Wagen. Einer sprang heraus. In grauer Uniform. Reiß das Gartentor auf. Sie sah ihn. Schrie auf, daß sein Name von den Wänden widerklang. Meinte hinunter-springen zu müssen. War aber mit einem Male an ihre Stelle gebannt. Der drunten sah nicht zu ihr empor. Sah nur geradeaus, wo Trude langsam, müde, mit gesenktem Haupt gegangen kam. Wie das verkörperte Leid. Bis er ihren Namen rief. Und sie auf-suhr, als erwache sie aus mondelangem Traum. Auf ihn zu-sprang und sich an seine Brust warf, wie gehebt von irgend einer rasenden Angst. Junge Lippen preßten sich aufeinander, ließen sich nicht mehr los. Junge Menschen saßen glückliche Worte, ohne Sinn und doch höher als alle Vernunft.

Droben am Fenster stand Hedwig. Starr, als sei etwas, das eben noch lebendig in ihr blühte, zu Stein geworden. Fassungslos sah sie hinab auf die beiden Jungen und fand keine Gedanken. Wollte davon eilen; irgend wohin. In Vergessenheit. Und empfand, daß ihre Beine sie nicht von der Stelle trugen. Fühlte, wie das Blut ihres Herzens langsam verfrömte und ihr Leben dahinging, das fortan ärmer und einsamer würde denn je zuvor.

Mit spöttischem Gelächter zauste der Herbstwind an den beiden jungen Menschen, die Arm in Arm im Garten standen. Sie achteten des nicht. Wie ist alles so düster geworden mit einem Mal. dachte Hedwig und wußte mit schmerzender Klarheit, daß auch in ihr Herbst geworden war.